

DEUTSCHE CHANSONS
(BRETTL-LIEDER)

*VON BIERBAUM, DEHMEL, FALKE, FINCKH,
HEYMEL, HOLZ, LILIENCRON, SCHRÖDER,
WEDEKIND, WOLZOGEN. MIT DEN
PORTRÄTS DER DICHTER UND
EINER EINLEITUNG VON
O. J. BIERBAUM.*

ALLE RECHTE VORBEHALTEN.



Einundvierzigstes bis zweiundfünfzigstes Tausend.



** IM INSEL-VERLAGE *
G.m.b.H. * LEIPZIG 1902.*

und Wüste, alles was des Maßes der Schönheit entbehrt, soll keinen Platz auf ihm haben. Doch hat freilich jedes Genre seine Schönheit, und es wird immer Banausen geben, die das Frechheit nennen, was der freiere Geist als die spezifische Schönheit einer Art empfindet. Denken Sie jetzt an Aristophanes? Wir, meine liebe, schöne Freundin, denken manchmal an ihn.

Und nun also die feine Nase ins rote Buch, Marquise, und seien Sie uns eine huldreiche Leserin!

Ich küsse Ihnen die kleine Hand so lange, als Sie es erlauben, und bin der gehorsame Diener Ihrer Schönheit und Güte

Otto Julius Bierbaum.

Zum 11.—20. Tausend.

Die ersten zehntausend Hefte dieser Brettlieder sind mit einer märchenhaften Schnelligkeit verkauft worden, so schnell, daß wir bei den verschiedenen Auflagedrucken nicht Zeit fanden, die beim Erstdruck untergelaufenen Fehler zu verbessern. Dies ist nun bei dieser Zehntausendaufgabe geschehen, und wir freuen uns, daß es nun doch noch geschehen konnte, denn es waren leider bei den Liliencron'schen Beiträgen ein paar Strophen weggefallen.

In dem Vorredebriefe wurde diesmal die durch die Thatfachen dementierte Stelle über Wolzogens Darmstädter Plan gestrichen. Im übrigen haben wir den Brief so gelassen, wie er war, obwohl mittlerweile die Wolzogensche Idee zur That geworden ist und man also

nicht mehr blos von Ausichten zu reden braucht. Indessen: schon giebt es neue. Die „Darmstädter Spiele“ wollen die Idee des künstlerischen Variétés von einer andern Seite her zur schönen That werden lassen, und die „Elf Scharfrichter“ Münchens haben gleichfalls Pläne besonderer Art.

München, den 12. Februar 1901.

O. J. B.



Ein zweiter Brief an dieselbe Dame
anstatt einer Vorrede

zur einundzwanzigsten bis dreißigsten Auflage.

München, im April 1901.

Liebste, Gnädigste! Seien Sie froh, daß ich (ein Grab ist ein Kaffeekränzchen gegen mich) Ihren Namen nicht verraten habe; wäre er bekannt, Sie würden es erleben, daß sämtliche Lyriker Ihnen ihre Gedichtbände widmeten, denn es ist klar, daß wir nur Ihrer Patronessenschaft diesen unglaublichen Erfolg des kleinen Heftes verdanken, das Ihre Farben trägt: Rot die Liebe, weiß die Reine.

Als unsere Verleger meldeten, es sei an der Zeit, das 11. bis 20. Tausend der Brettli-Lieder zu drucken, da ergriffen mich bange Zweifel

an der geschäftlichen Kaltblütigkeit der beiden Herren; ich dachte mir: sie sind wirblich im Kopfe geworden über das unerhörte Geschehnis, daß ein Buch mit Versen binnen dreier Monate in zehntausend Exemplaren abgesetzt wurde; nun leiden sie an Phantasmagorieen und Auf-
 lagengrößenwahn; es wird ein schreckliches Erwachen geben zu Ostern, wenn die rot-weißen Krebse heimkehren. Aber, Wunder über Wunder, auch das zweite Zehntausend ging nicht den Krebsgang, und wieder melden die beiden Herren, schier erschrocken: wir müssen noch einmal zehntausend hinausgehen lassen; alle Welt will die deutschen Chansons lesen.

Der Fall ist ernst, liebe Freundin; ich muß Ihnen einen Brief darüber schreiben, sonst hört das Kopfschütteln bei mir gar nicht mehr auf.

Es sind ja doch Verse, die in dem Buch stehen, Reimverse, Rhythmenzeug, lange und kurze Zeilen, — Gott steh mir bei: Lyrik. Derlei pflegt auf heutige Deutsche doch abschreckend zu wirken, es sei denn, daß es die Approbation durch die Litteraturgeschichte erhalten hat und mit allergnädigstem professoren-

ralen Privilegio erscheint. Und dessen hat sich dieses arme kleine Buch wahrhaftig nicht zu erfreuen gehabt, — von Rechts wegen, denn es besitzt durchaus nicht die Eigenschaften, die ein Buch haben muß, will es sich so hoher Gönnerschaft berühmen dürfen.

Woher rührt also dieser erstaunliche Erfolg?

Wenn ich nicht selber einer der zehn Autoren wäre, und wenn ich nicht die übrigen persönlich künnte, so würde ich mich nicht scheuen, den Verdacht auszusprechen, daß diese zwanzigtausend Exemplare von den werten Dichtern selber aufgekauft worden seien. Solche Dinge sind in der deutschen Litteraturgeschichte schon vorgekommen, liebe Freundin. Deutsche Lyriker sind zu Allem fähig, glauben Sie mir. Aber in diesem Falle müssen wir auf diese sonst nabeliegende Erklärung verzichten.

Sollten vielleicht die Regierungen, die verschiedenen Kultusministerien . . . ? Ich bin in der Lage, Ihnen offiziell die Erklärung abzugeben, daß auch daran nicht zu denken ist. Die Brettli-Lieder sind von keiner Behörde zur Anschaffung empfohlen worden.

Andererseits hat sich aber auch der Staatsanwalt kein Verdienst um sie erworben. Sie sind (kein Engel ist so rein) nirgends konfisziert worden. Ihre Carriere ist durchaus gut bürgerlicher Natur ohne jeden Beigeschmack von Anrüchigkeit.

Vielleicht aber haben die Herren Schuster & Loeffler alle Künste einer amerikanischen Reklame dafür entfaltet? Sie thun den beiden Herren bitter Unrecht, liebe Freundin, wenn Sie ihnen eine solche Betriebsamkeit zutrauen. Das Buch ist nicht einmal in den Zeitungen annonciert worden.

Ha, aber die Kritik, die Kritik hat's gemacht! Es sind gewiß schamlose Lobhudeleien darüber veröffentlicht worden, oder es wurde so erschrecklich heruntergerissen, daß man es Skandals halber gekauft hat. . . . Nein, Gnädigste, auch das ist es nicht. Die Kritik hat, wie es in der Natur der Sache liegt, in dem Buche keinen Anlaß gefunden, mit übermäßigem Lobe oder wildwütigem Grimme dafür Reklame zu machen. Die Deutschen Chansons sind im allgemeinen freundlich, aber weder nach der

einen, noch nach der anderen Seite überschwänglich besprochen worden, — ganz, wie es zu erwarten war, denn zu Überschwänglichkeiten bot das harmlose Buch keinen Grund.

Es bleibt also ernsthaft nur die Patronessenchaft meiner gnädigen Herrin und Gebieterin übrig?

Ich weiß, was Sie jetzt für ein Gesicht machen. Es ist nicht Ihr lieblichstes. Aber seien Sie mir wieder gut; ich bin gar nicht so galant. Zwar traue ich Ihnen viele Wunder zu, Sie Wunderbare, aber dieses Wunder, zwanzigtausend Deutsche zum Kaufen eines Gedichtbuches zu bewegen, — dieses Wunder geht auch über Ihre Kraft.

Es wird wol überhaupt kein Wunder, sondern ein glücklicher Zufall sein. Zufall. Das ist ein Wort, dem man immer zu Leibe geben sollte. Zufälle sind dazu da, aufgeklärt zu werden. Gelingt das aber, so sind es keine mehr.

Wir wollen es versuchen, liebe Freundin.

Nehmen wir also an, es war ein Zufall. Aber gewiß auch, — es war einer! Denn

mit dem Erscheinen der deutschen Chansons fiel, ungefähr gleichzeitig, die Eröffnung des Wolzogen'schen Bunten Theaters zusammen. Die Brettli-Lieder waren gewissermaßen die Herolde des Überbrettls. Mein erster Brief an Sie weist ja recht deutlich darauf hin, daß hier ein Zusammenhang besteht, und die erfolgreichsten Stücke der Wolzogen'schen Bühne sind unserem Buche entnommen. Da nun diese den großen, dauernden, fröhlichen Erfolg hatte, über den wir uns Alle von Herzen freuen dürfen, da er ja beweist, wie recht wir hatten, folgte als Begleiterscheinung der eben so große, dauernde und fröhliche Erfolg unseres kleinen Buches. — Zufall, wir haben dich!

Und nun wollen wir dir zu Leibe gehen, um dich weg zu disputieren. Wir können dich durchaus nicht brauchen, Zufall; wir bestreiten dich. Wir glauben an mehr, als an dich. Wir glauben, um es ein bischen feierlich auszudrücken, an eine Entwicklung in unserm Geschmacksleben, von der ein deutliches Zeichen eben dieser Erfolg der Wolzogen'schen und unserer Bestrebungen ist.

Erinnern Sie sich des Wortes, das ich in meinem ersten Briefe an Sie prägte: Angewandte Lyrik. Dieses Wort hat Wolzogen zur That gemacht, und sein, unser Erfolg hat gezeigt, daß Wort und That zur rechten Zeit gefallen sind. Das ist mehr, als Zufall. Ein Zufall dauert nicht ein halbes Jahr lang. Der Erfolg des Bunten Theaters und der Brettli-Lieder beweist, daß unsere Zeit die Freude am Verse, am Liede, am Gedichte wieder gefunden hat, daß auch der moderne Mensch dem Lyrischen in künstlerischer Gestalt jeder Art, vom Idyllischen bis zum Tragisch-Burlesken, empfänglich ist, daß auch heute noch, wie in den Zeiten der Minnesänger, wenn auch unter ganz veränderten äußeren Umständen, eine große oder kleine Menge Sinn für das lyrische Kunstwerk zeigt als für den poetischen Ausdruck des eigenen Innenlebens.

Das Programm von Wolzogens Buntem Theater geht über die Lyrik hinaus und umfaßt sehr mit Recht auch die andere von mir aufgestellte Formel von der Variétébühne als einer ästhetischen Anstalt, aber seine stärksten

Erfolge hat unser Freund seinem glücklichen Takte zu verdanken, mit dem er bisher den Hauptton auf das ganz Harmlose, Lyrisch-Harmonische gelegt hat. Das scheint mir sein Hauptverdienst zu sein, daß er nicht mit noch so künstlerischen Pikanterien und Sensationen, sondern mit schlicht gefälligen Kleinigkeiten zu wirken gewußt hat, nach denen sich der gesunde Sinn umsomehr sehnt, als sonst überall mit einem wahren Pfeffer- und Paprikasturm auf ihn losgewütet wird. Wir möchten jetzt einmal zur Ruhe kommen, wir möchten einen Ort haben, wo man die Kunst nicht lediglich dazu benutzt, uns Probleme ins Gehirn zu stoßen, die uns obnehin stündlich bedrängen; wir sind sehr dankbar dafür, wenn die Kunst einmal ohne die Prätention auftritt, uns von oben bis unten aufzuwühlen. Die klare Heiterkeit des Daseins, den Meisten nur bekannt aus Erinnerungen an die Kinderzeit, thut uns von Herzen wohl, auch wenn sie uns blos lyrisch vorgestellt wird. In dieser Kunst ist wirklich Trost. Die Lyrik, die Trosteinsamkeit des Poeten, vermag, wenn sie unter die Menge tritt, herz-

stärkend zu wirken, denn sie entsteht aus einer Zusammenfassung des Stärksten, im reinen Sinne Erbaulichsten, dessen ein poetisches Gemüt fähig ist; und solche Kräfte strahlen aus, dringen ein, wie nur irgend eine magnetische Kraft

Ich bin wahrhaft glücklich darüber, daß der Beweis solcher Wirkungen auch für heute erbracht ist. Ich bin es umsomehr, als ich noch vor ein paar Jahren nicht daran geglaubt habe. Sie erinnern sich daran, wie ich meinen Stilpe über Lyrik habe reden lassen: „Lyrik! Himmliche Mächte: Was soll ich mit Lyrik anfangen! Das ist ja viel zu zart! Ein Tingeltangel ist doch kein Lesekränzchen!“ Ein bißchen war das, wenn auch stark ins Stilpe'sche übertrieben, schon meine eigene Meinung, und ich stellte mir das künstlerische Variété der Zukunft beträchtlich artistischer in jedem Sinne als lyrisch vor. Auch heute übersehe ich durchaus nicht, daß ein Buntes Theater auch noch andere Aufgaben hat, als die, dem Publikum Lyrik zu Gemüte zu führen, und ich glaube, daß ich von diesen vielen schönen Dingen, die da versucht und ins Werk gesetzt werden sollten, ein deut-

licheres Bild besitze, als viele von denen, die schon wieder die Nase über Wolzogens „halbe Arbeit“ rümpfen, und denen es zu empfehlen wäre, die Geschichte von der Gründung des Stilpe'schen Momus mit Aufmerksamkeit zu lesen, aber ich lasse mir von dieser Wissenschaft wahrhaftig die Freude an der schönen Überraschung nicht rauben, daß gerade das Unwahrscheinlichste zuerst und so kräftig in die Erscheinung getreten ist: lebendig wirkende Lyrik.

Dies meine Abrechnung mit dem Zufall Sie sehen, liebe Freundin, ich bin wieder einmal von Grund aus zuversichtlich und sehe, wenn auch nicht den Himmel, so doch wenigstens die Soffitten des Bunten Theaters voller Geigen. Und jede dieser Geigen, Teure, liegt einem kleinem Carpaccio-Engel im Arm, und jeder der kleinen Engel-Bengel singt zu seiner Geige ein stillvergnügtes Lied, und eines von diesen Liedern heißt:

Kling und klang und runder Tanz
Unter hellen Bäumen,
Jedes Blatt ein Sonnenglanz,
Jedes Lied ein Träumen.

Wie das Leben ruhig geht,
Stille, klare Wogen!
In der reinen Höhe steht
Unsrer Liebe Glutmagnet,
Strahlend hergezogen:
Unfres Glückes Liebe Frau,
Sonne hoch am Himmelsblau,
Die uns Alles, Alles schenkt,
Unser Herz zur Liebe lenkt,
Die uns nie betrogen,
Wenn wir nur recht gläubig sind
Und nicht mürrisch und nicht blind,
Sondern ihrem Glanze,
Ihrer Wärme, Ihrem Schein
Folgen, wie im Ringelreihn
Kinder gehn im Tanze.

* * *

„Himmliche Mächte! Das ist ja Lyrik!“ —
sagt Stilpe.

Und, ja: Das ist ja Lyrik, dieses Buch, —
sage ich, und damit will ich sagen: Eben
d a r u m ist es so viel gekauft worden.

Oder . . . ?

Nein, nein, glauben Sie es mir: Unsere lieben Zeitgenossen sind dabei, sich ans Herz der guten, alten, deutschen Poesie zurückzufinden und es für keinen Raub an ihrer Manneswürde zu halten, wenn ihnen Verse ins Gemüt gehen. Die hier haben sich noch ein paar Theaterflitter umgehängt und allerhand Klingeln und Schellen, — bald wird auch diese Maskerade nicht mehr nötig sein.

Nun muß ich aber schweigen, sonst plaudere ich die ganze lyrische Verschwörung aus.

Mit dem bewußten Handkusse

Ihr

O. J. B.

Noch ein Brief an dieselbe Dame

(Zum einundvierzigsten bis zweiundfünfzigsten Tausend.)

Berlin, den 5. November 1901.

Gnädige Frau und liebe Freundin! Hier wiederum ein Bote, der Ihnen meldet, daß nochmals eine neue und große Auflage der Deutschen Chansons ins Land geht.

Sie sehen, der Siegeslauf der Lyrik ist unaufhaltsam . . . — — . . . — —

Wissen Sie aber, was diese Punkte und Gedankenstriche bedeuten? Daß ich es Ihnen ganz offen gestehe: mir wird ein bischen bange dabei: Nicht wegen dieses netten kleinen Buches. Das macht mir keine Schmerzen, ob auch der zornige Dichter der „Zwei Menschen“ davor in die Öffentlichkeit geflohen ist und im Gegen-

satz zu einer feichten „Tändelkunst“ (was ein ganz hübsches Wort ist) die tieferen Gründe seiner Seele einem hochansehnlichen Publico in geneigte Erinnerung gebracht hat. Das giebt nur psychologisch zu denken und macht nach einer anderen Seite hin traurig.

Was mich bedenklich macht, ist die Entwicklung, die das „Überbrettl“ im allgemeinen genommen hat, und die Befürchtung, es könnte unser kleines Buch in den Geruch kommen, daß es dieser Entwicklung die Wege geebnet habe.

Darum möchte ich an dieser Stelle zu Ihnen und den Lesern des Buches einige Worte darüber sagen. Denn es ist nötig, für reinliche Scheidung zu sorgen.

Sie wissen, daß ich das Wort Überbrettl von Anfang an abgeschmackt gefunden habe. Ich fand, man solle einer ernsthaften Unternehmung nicht einen Namen geben, der höchstens als witziger Einfall hingehen mag. Meine Empfindung, daß etwas Gefährliches in einer solchen Namengebung liege, hat mich nicht getäuscht, und was ich, mehr instinktiv als klar

bewußt, an bösen Folgen daraus geahnt habe, ist in gräßlicher Fülle eingetroffen.

Es muß einmal gerade herausgesagt werden: Das Überbrettl als neue Bühnengattung hat sich in einer Weise ausgewachsen, die nicht als geistlich für die lyrische Kunst angesehen werden kann. Es ist nicht das lyrische Theater geworden, das ich erhofft habe, und das auch Wolzogen im Auge gehabt hat (den, wie ich ausdrücklich betone, meine Vorwürfe am wenigsten treffen sollen), sondern es ist, in den Händen von spekulativen Leuten, die sich zur Ausschachtung des Erfolges herbeidrängten, ein literarisch nur notdürftig aufgeputzter Tingeltangel geworden, in dem die frech witzelnde Albernheit, die schamlose Zote, der roheste Ungeschmack, kurz alles das blüht, was im gewöhnlichen Café chantant schon immer da war, aber ohne literarische Prätentionen und darum leidlicher. „Humor und die feinste Künstlerhand“, um an das Wort Liliencrons zu erinnern, fehlt vollkommen, dafür macht sich dreistes Witzigthun breit und ein durchaus unkünstlerisches Entgegenkommen für alle gemeinen Instinkte.

Wertvollere Stücke, an denen es nicht völlig fehlt, weil sie als litterarischer Aufputz noch für nötig befunden werden, erscheinen in diesem Rahmen deplaziert und wirken so auf den feineren Sinn fast mitleiderregend. Dazu kommt, als äußerster Unfug, ein beständiges Operieren mit litterarischen und künstlerischen Schlagworten und, als sehr bezeichnendes Symptom, eine ausgiebige Pflege der Parodie. Verfeinerung des Variétéstils sollte das Ziel sein und eine Vergröberung der Lyrik ist das Resultat. Ich denke nicht daran, zu behaupten, daß irgend ein echter Lyriker sich für das Überbrettl gemein gemacht hätte, aber die zahlreichen Talmipoeten haben mit Bestiffenheit die günstige Gelegenheit ergriffen, hier mit zu machen und ad hoc ihre Fingerfertigkeit auf dem Dudelsack des Ordinären zu beweisen.

Die Folge ist, daß das große Publikum, das bisher von einer modernen Lyrik überhaupt nichts wußte, aus dem Besuche der litterarisch drapierten Tingeltangel die Meinung gewinnt: Die moderne Lyrik ist entweder bloße Bieder-

meierei oder ein verrenktes Tanzen zwischen den faulen Eiern der Zote, der Kraßheit, der Witzelei. Wer es aber besser weiß, wer eine Abnung davon hat, wie reich an Werten schöner Kunst, ernstem Gefühls, klarer Heiterkeit unsre Lyrik ist, der wird angesichts dieser Zerrbilder auf der pseudolyrischen Bühne geneigt sein, zu glauben, eine wirkliche lyrische Bühne sei überhaupt ein Unding.

Ich, liebe Freundin, glaube das nicht; sonst würde ich nicht selber den Versuch wagen, eine lyrische Bühne zu gründen, aber ich verschließe mich der Einsicht nicht, daß es jetzt doppelt schwer ist, wo, wie es scheint, die großen Massen Geschmack an der Sudelköcherei gewonnen haben. Aber es giebt auch anderswo Gläubige der Kunst: Das Theater zum Lieben Augustin in Wien entspricht, wenn nicht Alles täuscht, dem gleichen gläubigen Optimismus.

So wollen wir denn hoffen trotz alledem! Der ehrliche künstlerische Wille hat es immer schwer gehabt, sich durchzusetzen, wenn die Zeiten des Ästhetischen noch ungewohnt werden. Freuen wir uns, daß wir dafür arbeiten dürfen

*und gehen wir gelassen über Böswilligkeit und
Mißverständnis weg.*

*Philister und Spekulanten,
Frivole und Dilettanten,
Es ist ein ganzes Heer;
Dummheit mit Frechheit im Bunde,
Das Wohlgefühl am Schunde,
Die Herren von Speck und Schmeer:
Sie kommen in hellen Haufen
Und wollen uns überlaufen,
Doch fürchten wir uns nicht sehr.
Wir sind mit Leib und Leben
Dem Glauben hingegeben:
Die Schönheit kommt doch her.*

*Und Sie, teuerste patrona carminum, sollen
uns den kleinen rofigen Daumen halten, den
ich einstweilen zu küssen mich mit großer Devotion
unterstehe*

*als Ihr stets getreuer Knecht
und Correspondent in lyricis*

Otto Julius Bierbaum



OTTO JULIUS BIERBAUM.